

# Der Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage 1 $\frac{1}{2}$  bis 1 $\frac{1}{2}$  Bogen Text. Zu jeder Nummer gehört ein Modenkupfer, welches sechs Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles etc. beigegeben werden.

## Eine Zeitschrift

für

### Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von R. v. Rädern.

Der Pränumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sgr. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Teilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sgr. Die königlich wohlthätigen Postämter und alle feinen Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Nur im Kraftgefühle  
Männlicher Beharrlichkeit  
Kämpft man sich zum Ziele.  
Matthison.

N<sup>o</sup> 17.

Berlin, den 28. April

1837.

#### Die schöne Else.

(Fortsetzung.)

Zum Nutzen und Frommen derjenigen Leser, die in der Spinnrockenphilosophie der alten Stadt Magdeburg nicht gehörig bewandert sind, wird es hier nöthig, eine alte Nachricht aus derselben einzuschleichen. Es fand sich nämlich seit grauen Jahren im Kloster Unserer Frauen ein Mönch ein, der die Ruhe, die er im Leben so reichlich genossen hatte, im Tode nicht wieder finden konnte. Seit der Zeit des heiligen Norbertus hatte er schon im Kloster und besonders im Kreuzgange umhergespukt, und war in gewisser Hinsicht gar kein unnützer Bewohner des Klosters, denn er hatte die löbliche Gewohnheit, die Faulen anzutreiben. Besonders war er böse auf die Mönche, welche die Frühmette verschliefen. Er kniff und zwickte sie, und warf sie aus dem Bette, so daß er vielleicht großen Theil an dem Lobe hatte, welches den Ptamonstratensern hinsichtlich ihrer exemplarischen Pünktlichkeit in den geistlichen

Berrichtungen zu kam. Natürlich hatten die Mönche schon öfter versucht, sich den lästigen Kollegen vom Halse zu schaffen; allein Weihwasser und Beschwörungen halfen nichts. Der Geist störte selten Jemanden in den Versuchen ihn zu erlösen, aber wenn er sah, daß das rechte Mittel dazu nicht gefunden wurde, so jagte er den unberufenen Beschwörer mit schrecklichen Geißelhieben aus dem Kreuzgange. Mitten auf dem Kirchhofe war ein Leichenstein, dessen Inschrift vom Regen längst verwischt war, und der in der Mitte einen gewaltigen Riß hatte. Dieser sollte das Grab des nächtlichen Ruhestörers decken, und es hieß, die Spalte würde sich schließen, so bald er erlöst sei. In solcher Gesellschaft, und noch dazu in der Geisterstunde, auf dem Kirchhofe zu sein, das ist fast mehr, als man von dem feurigsten Liebhaber verlangen kann. Auch können wir nicht sagen, daß Robert einen schnellen Entschluß gefaßt habe, denn die schützende Kraft des Ringes schien ihm sehr zweifelhaft zu sein.



wenigstens hätte er gern erst von einem Andern die Probe machen lassen. Er eilte indessen so rasch als möglich nach der Stadt, um, so weit es anging, sein schreckliches Schicksal mit eigenen Augen zu sehen, und mit eigenen Ohren zu hören. Was er auf dem Markte erblickte, konnte ihn denn nicht länger in Zweifel lassen. Im Rathskeller war Alles aufgezupft und blank gemacht, alle Schornsteine rauchten, die Kellner standen in Festkleidern in der Thür, und die Mägde liefen geschäftig hin und her. Nur das Fenster, in welchem er so oft seine Blumenspende niedergelegt hatte, war öde und verhangen. Einige umherstehende Gasser gaben ihm auch auf seine Frage die Nachricht, daß Herr Faesslein seinem künftigen Eidam ein großes Mahl gäbe.

Nun war keine lange Zeit mehr zum Ueberlegen. Zu allen Heiligen hatte Robert lange genug gebetet, so daß die Küglein seines Rosenkranzes zu Hirseförnern abgerieben waren — sie hatten nicht geholfen. Er beschloß also sein Heil bei bösen Geistern zu versuchen, und machte sich auf zum Kloster. Die Dämmerung war eingebrochen, und er hielt es für das Gerathenste, sich vor Keinem, am wenigsten vor seiner Mutter, sehen zu lassen. Mit einem schnellen Sprunge war er über die wohlbekannte Mauer, und legte sich in das Gebüsch, um die Zeit bis Mitternacht verstreichen zu lassen. Im Anfange schlichen ihm freilich die Stunden langsam dahin, denn der Gedanke an die nahe Gefahr, und an die zu erwartende Belohnung seines Wagemuths hatten ihm Muth gegeben. Je näher aber die furchtbare Stunde kam, desto mehr klopfte sein Herz, desto schneller folgte Viertelstunde auf Viertelstunde, desto fürchterlicher malte ihm seine Phantasie das Bild des spukenden Mönches aus. Allein, dachte er zu seinem Troste, der Geist soll ja so böse nicht sein, er soll ja die mißlungenen Versuche nur mit Schlägen strafen, und für solchen Lohn ist ja eine Tracht Schläge schon zu wagen. Er faßte Muth, und als vom Klosterthurme der

zwölfte Schlag schon verhallte, schlüpfte er durch die gewölbten Oeffnungen des Kreuzganges und stolperte über die Gräber fort, zu dem seines Vaters hin. Nur drei Schritte von ihm war der gespaltene Leichenstein, und kaum hatte er sich niedergelassen, so dehnte sich der Spalt mehr und mehr, und aus dem geöffneten Grabe stieg die Gestalt eines Mönchs hervor. Der Mond beleuchtete sein erdfahles Antlitz, und Robert sah deutlich, daß seine Züge freundlich waren, als er sie anblickte. Der Geist wandte sich nach der Thür des Kirchhofes, und winkte Robert, ihm zu folgen. Dieser war unschlüssig, denn daß der Spukmönch selbst der ihm verheißene Retter sein sollte, war ihm bis jetzt noch nicht eingefallen. Wie hätte er auch denken können, daß Mönch und Mönch in so freundschaftlichem Verhältnisse standen! Allein der Geist hob die fürchterliche Geißel und beseitigte dadurch alle Bedenklichkeiten. Langsamem Schrittes bewegten sich beide durch den Kreuzgang nach der Kirchenthür zu, Robert immer in ehrerbietiger Entfernung, und den schützenden Ring an sein pochendes Herz drückend. Als sie bei der Kirchthür angelangt waren, tauchte der Geist seine Finger in das Weihwasser, und machte ehrfurchtsvoll das Zeichen des Kreuzes, was Roberten nicht wenig Muth einflößte. Von selbst sprang die Thür der Kirche auf, der Geist sah sich noch einmal nach seinem Begleiter um, und als auch Dieser eingetreten war, flog die Thür krachend wieder zu. Unserm furchtsamen Helden klopfte das Herz nicht wenig, als er sich mit dem Geiste in der, durch das unsichre Licht des Mondes und das flackernde Flämmchen der ewigen Lampe nur spärlich erhellen Kirche sah. Er sah nun wohl ein, daß er das Werk der Erlösung versuchen, und wenn es nicht gelänge, das alte Trauerspiel wiederholen müsse, in dem sein Rücken eine Hauptrolle spielen würde. Indessen brachte ihn die Furcht nicht zur Verzweiflung, sondern er beschloß, in aller Demuth den Willen des Geistes zu erfüllen zu suchen. Dieser war, unter



Kniebeugungen vorbeigeschritten, und stand vor der reich verzierten Truhe, die das Geräthe zum heiligen Mahle bewahrte. Dreimal seufzte er laut auf, blickte Robert wehmüthig an und stellte sich dann vor den Altar. Robert hielt den ihm zugeworfenen Blick für einen Wink, beugte ehrfurchtsvoll sein Knie und trat vor die Truhe. „Soll ich da etwas heraus nehmen? wie ist das möglich, wie soll ich die schweren Schlösser aufmachen, und der hochwürdige Abt wird sich in der Geisterstunde hier nicht herabemühen und uns aufschließen?“ So dachte er, und wog eins der Schlösser kopfschüttelnd in der Hand. Doch plötzlich knarrten sie auf, fielen allein aus den Haken und polternd auf den steinernen Boden, und der Deckel der Truhe sprang auf. Robert sah staunend die offene Truhe und dann den Mönch an; dieser winkte ihm freundlich zu, und die Kerzen des Altars flammten von selbst hell empor. Nun konnte Robert nicht länger mehr zweifeln, was zu thun sei; schnell nahm er die heiligen Gefäße, schmückte den Altar, brachte dem Geiste Stola und Cingulum, und stellte sich, aller Dienste des Ministranten gewärtig, mit Messbuch und Glöcklein neben den Altar. Der Geist verrichtete Alles, was zu dem heiligen Geschäfte gehörte, seine Lippen bewegten sich, doch entschlüpfte ihnen kein hörbarer Laut, bis zum Schlusse. Da aber ertönte vom Chor her ein klares deutliches „Amen!“ Jetzt nahm Robert Alles wieder weg, und legte es in die Truhe. Der Deckel derselben flog zu, die Schlösser hüpfen allein an ihren Ort und die Lichter des Altars erloschen. Der Geist schritt langsam von den Stufen herab, trat vor Robert hin, hob die Hand empor, als wolle er ihm die Benediction geben, und kniete dann zu seinen Füßen nieder; die Geißel entfiel seiner Hand, das Gewand seinen Schultern, und er beugte den entfleischten Rücken, als sei er bereit, die Strafe zu empfangen. Die Geberden waren zu deutlich um von Robert nicht verstanden zu werden. Er sah wohl, daß hier für alle früher Gegeißelten das Vergeltungs-

recht ausgeübt werden sollte, er griff deshalb hurtig das Strafwerkzeug, und wollte es derb auf den Rücken des Mönchs fallen lassen; aber der Hieb durchschnitt die Luft, und wie genau auch Robert zu treffen versuchte, er überzeugte sich, daß er dem Geiste nicht mehr thun könne, und daß sein Strafamt eine leere Ceremonie sei. Da er nun gethan hatte der Streiche vierzig weniger einen, so entschwand die Geißel plötzlich seinen Händen, der Mönch richtete sich auf, und Robert sah sein Antlitz verklärt und seine ganze Gestalt von einem ätherischen Lichte durchstrahlt.

„Das Werk meiner Erlösung ist dir gelungen,“ sprach der Geist. „Als Norbertus, der heilige Mann, hierher kam, und dies Haus mit seiner Bruderschaft, zum Lobe Gottes und der Heiligen bevölkerte. Da trat auch ich in den Orden. Allein die strenge Sitte der Brüder war nicht nach meinem Sinne, ich war lässig in der Erfüllung meiner Pflichten, ich brach die Fasten, und weder gütiges Ermahnen, noch strenge Fasten vermochten mich zu bessern. Da sprach Norbertus im Zorne den Fluch über mich aus, ich solle nicht eingehen zur ewigen Ruhe, ich habe denn im Tode auch jede Strafe erlitten und jeden heiligen Dienst verrichtet. Bis dahin solle ich umherirren in den Mauern, die meine Trägheit gesehen, den Faulen zum Schrecken. So mußte ich ruhelos wandern, ich konnte das heilige Amt nicht verrichten ohne Sakristan und Ministrant, ich konnte allein an mir die Strafe nicht vollziehen. Mancher hat das Werk meiner Erlösung begonnen, jeden trat ich freundlich entgegen, aber jeden mußte ich mit Geißelhieben von dannen jagen, dem es nicht gelang, den Sinn meiner Deutungen zu finden. Du hast's vollbracht. Ich kenne die Wünsche deines Herzens und will sie erfüllen. Gehe heim, kehre nach 8 Tagen zur Stadt zurück, gehe zu dem Manne, der Dir entgegen ist, versprich ihm zu helfen und fordere seine Tochter zum Lohne.“ Nach dieser langen Rede hob der Geist abermals die Hände empor, un-



gab seinem Befreier die Verdiction, dann wandte er sich zur Thüre, die sich vor ihm aufthat. Robert folgte ihm nach, und sah, wie er nach dem Grabe hinschritt, aus dem er gekommen war, und dann verschwand.

Der Geisterbanner machte sich, so schnell als möglich auf die Beine, um dem unheimlichen Orte zu entkommen. Er lief was er konnte nach dem Meierhose zurück, und kam an noch ehe der Morgen graute. Unterwegs hatte er keine Zeit, über die Versprechungen des Geistes nachzudenken, und als er sich auf sein Lager streckte, besiel ihn ein Fieber, das ihn gewaltig zusammenschüttelte, und gar nicht zum Nachdenken kommen ließ.

(Schluß folgt.)

### Göthe und Gleim.

Als Göthe in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seinen „Werther“ geschrieben hatte, und der Ruhm seines Genius Deutschland durchflog, wünschte auch Gleim, der feurige Verehrer und Beförderer deutscher Poesie, Göthen persönlich kennen zu lernen, und reiste deshalb nach Weimar, wo der Dichter, seit 1776 als herzoglicher Legationsrath heimisch geworden war. Doch hören wir Gleim selbst erzählen.

„Ich war Abends zu einer Gesellschaft der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Göthe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Mehreres der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden, italienischen Augen, die er im

Kopfe hatte, wußte ich sonst nichts, was mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nemlich, während einige Herren und Damen über dieses oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, erhob sich jener feine Jägermann (denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten), vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wenn es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich.

„Die Zephyre lauschten,

Die Bäche rauschten,

Die Sonne

Verbreitet ihr Licht mit Wonne!

Auch die etwas kräftigere Kost von Bock, Stollberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich Keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuths beim Schopf nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, und wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, Alles durch und unter einander, wie wenn er es nur so herauschüttelte. Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur eben so flüchtig hingeworfene, als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen selbst vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. — Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch



den Saal. Er versetzte allen Anwesenden etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Dichter, Künstler und Gelehrte für eine Pflicht gehalten habe, so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht, mir auf der andern Seite einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich zuweilen in Einzelnen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, mich vergriff. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen, aus dem Stegreife in Knittelversen gedichteten Fabel mit einer frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthenne, welche eigene und fremde Eier in großer Menge besitzt und ausbrütet, der es aber wohl auch einmal begegnet, und die es nicht übel nimmt, wenn man ihr ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Göthe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „Beides!“ gab Wieland zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel ... er nun ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man wohlthat, ihm nicht allzu nahe zu kommen.“

— y. —

### Ehret die Frauen!

Ehret die Frauen! sie flechten und weben  
Grüne Pantoffeln in's irdische Leben,  
Flechten um's Ernste den heiteren Scherz,  
Und in der Häuslichkeit bergendem Schleier  
Stiften sie Ehen und kaufen sie Eier  
Immer die Sorge für Magen und Herz.

Die Frauen sind die rechte Mitte (juste milieu) in der politischen, moralischen, gesellschaftlichen häuslichen, geringen, vornehmen, eleganten, spießbürgerlichen, kurz in der ganzen Welt.

Sie sind's nicht nur, sie sorgen auch für die rechte Mitte mit rechten Mitteln und unrechten. Denn während der Mann immer

in Extremen sich bewegt, und deshalb Füße und Fäuste und Köpfe in Bewegung setzt, und fast ausschließend sie braucht und beschäftigt, während dessen sind die Frauen ewige Hüterinnen und Pflegerinnen seines Magens und Herzens. Und wenn sie auch sein Haupt mit Hörnern und Schlafmützen, seine Füße mit Socken oder Pantoffeln bekleiden, so geschieht das nur zum Vergnügen, der eigentliche Tummelplatz ihres Wirkens, ihr Acker, ihre Werkstatt, ihr Atelier, ihr Bureau, ihr Exercierplatz, ihr Schlachtfeldt und Paradeplatz bleiben der Magen und das Herz.

Fragt doch die kleinen Mädchen, und gerade die besten unter ihnen, ob nicht in ihren Gedanken und Wünschen, in ihren Spielen und Beschäftigungen: Küchen und Kinder, Brautstand und Hausstand, Heirathen und Häuslichkeit die Hauptrolle spielen; fragt euch selber, ob ihr von euren Frauen etwas anderes verlangt, als daß sie euch das Herz und den Magen angenehm ausfüllen sollen? Köche richten Kapauern so an, daß sie unter dem einen Flügel den Magen, unter dem andern das Herz tragen, wie ein Cavalier seinen Chapeau bas, wenn Frauen angerichtet würden, ließe ich sie eben so anrichten, so aber richten sie selbst nur an, Suppen und Unheil.

Ueber dem Grabe eines berühmten Artilleriegenerals sah ich einst einen Haufen Kanonenkugeln pyramidalisch aufgeschichtet, über dem Grabe einer guten Frau sollte man die Herzen und Magen aufschichten, die sie mit guten Gefühlen in guten Gerichten erfüllt hat.

Wenn das Grab nicht versöhnte, und der Leichenstein deshalb immer nur eine Ehrensäule, nie ein Pranger sein dürfte, so könnten über dem Grabe einer geizigen Frau auch alle die Magen prangen, die sie hat hungern lassen, oder über dem einer Kokette die Herzen, die sie eroberte, und über dem einer Treulosen, die, welche sie gebrochen.

Doch giebt's wohl mehr gebrochene Frauen als Männerherzen! Die Armen leiden an



beiden: an Magen und Herz schmerzlicher und öfter als wir. Magensäure und Magenkrämpfe, Herzklopfen und Herzwech geleiten sie oft durch's Leben, während bei uns die Herzbeutelwassersucht feltner ist, als die Geldbeutelwindsucht, und wir in der Regel vom Magen nur dann incommodirt werden, wenn wir nichts zu essen, oder zu viel getrunken haben.

### Der unglückliche Abbé.

In Paris ließ eine Modehändlerin einen gepußten Abbé auf ein Schild malen, mit der Überschrift: à l'Abbé coquet! und ließ dasselbe über die Thür ihres Ladens befestigen. Diese seltsame Erscheinung lockte viele Käufer aus allen Ständen heran, so daß sich diese erfinderische und betriebsame Frau durch dieses Aushängeschild in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erwarb. Sowohl der Neid ihrer Mitschwester, die ein ähnliches Gewerbe trieben, als auch das Aergerniß, welches die alten Leute, und besonders die Matronen, an diesem Gemälde nahmen, brachte es dahin, daß der Polizeiminister endlich den Befehl erteilte, den abgebildeten pußsüchtigen Abbé einzuziehen.

Der Polizeidiener, der diesen Auftrag erhielt, und durch ein Mißverständnis, sich eine wirkliche Person hierunter vorstellte, versügte sich sogleich nach der Straße St. Honoré, und forschte daselbst nach einem solchen Abbé. Er erfuhr endlich nach vielem Hin- und Herfragen von einer bejahrten Frau daß ein solcher in ihrem Hause wohne. Der Polizeidiener begab sich nach dem bezeichneten Hause, er stieg ein Paar Treppen und klopfte an die Thür des Abbé. Dieser befand sich noch im Bette, ward aber durch jenen genöthigt, aufzustehen, sich anzukleiden, und zu folgen. Kaum auf dem Polizeibureau angelangt, meldete der Polizeidiener den Abbé beim Minister,

da dieser aber, dringender Geschäfte halber, nach Versailles reisen mußte, so sagte er zu dem Polizeidiener, daß er den Abbé coquet nur auf den Boden bringen möchte. Der Polizeidiener befolgte pünktlich den Befehl seines Vorgesetzten, und brachte den Abbé zur Sicherheit in einen besonderen Abschlag des geräumigen Bodens, den er auch vorsichtig verschloß.

Der arme Abbé saß nun schon mehrere Tage in seinem engen Kerker, durch eine kleine Oeffnung des Daches nur spärlich von der Sonne beschienen, ohne auch nur die geringste Anstalt zu seinem Unterhalte oder zu einem Verhör machen zu sehen. Endlich, überwältigt von Hunger, erhob er ein erbärmliches Geschrei. Ein Mädchen der Gemahlin des Polizeiministers, welches sich zufällig auf dem Boden befand, und diese Klagehörte, lief sogleich, sehr erschrocken, zu ihrer Gebieterin und erzählte das Gehörte. Die Frau von S ließ sogleich nachforschen und den Abbé zu sich führen. Dieser betheuerte seine Unschuld. Sie bat ihn, sich so lange in einem Zimmer, welches sie ihm anweisen ließ, zu gedulden, bis ihr Gemahl von Versailles zurückkehren würde, und ließ ihn während dieser Zeit mit Essen und Trinken und mit einem guten Bette versehen.

Der Polizeiminister kam 2 Tage nach her zurück. Seine Gemahlin empfing ihn mit den Worten: Sind denn die Gefängnisse so überfüllt, daß wir in unsrer Wohnung Arrestanten verwahren müssen? Ein Abbé, der seine Unschuld betheuert, sitzt auf dem Boden; wenn das so fortgeht, so werde ich bald mein Besuchzimmer hergeben müssen! — Der Abbé ward gerufen, und der Irrthum entdeckte sich sehr bald. Der Minister ließ ihn sogleich los, und gab ihm die Versicherung, daß er die auf seinem Boden zugebrachte Zeit nicht bereuen sollte. Er hielt auch Wort; denn nicht lange darauf bekam der Abbé vom Könige eine Pension von 800 Livres.



### Senne über Napoleon.

(Aus einem Briefe im Jahre 1802 in Paris geschrieben.)

Gestern habe ich ihn auch endlich gesehen den Korsen, der der großen Nation mit zehnfachen Bucher zurückgibt, was die große Nation seiner kleinen seit langer Zeit hatte empfinden lassen. Es war den 14. Juli und ein großes Volksfest, wo der ganze Pomp der seligen Republik hinter ihm herzog. Früh hielt er große Parade auf dem Hofe der Tuilerien. Von Bonaparte sollte ich wohl lieber schweigen, da ich nicht sein Verehrer bin. Einen solchen Mann sieht man auf 200 Meilen vielleicht besser, als auf zehn Schritte. Es scheint aber in meinem Charakter zu liegen, Dir über ihn etwas zu sagen, und das will ich denn mit Offenheit. Ich bin keines Menschen Feind, sondern nur der Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit. Neid und Herabsetzungssucht sind meiner Seele fremd; ich nehme immer nur die Sache. Ich bin dem Manne von seiner ersten mit Aufmerksamkeit gefolgt, und habe seinen *Witz*, *seinen* Scharfblick, seine militärische und politische Größe nie verkannt. Problematisch ist er mir in seinem Charakter immer gewesen, und ist es jetzt mehr als jemals, wenn man ihn nicht gerade verdammen soll. Bis auf den Tag von Marengo, wo ihn Desaix Tod aus den republikanischen Gränzen heraus hob, hat er als Republikaner im Allgemeinen handeln müssen. Seitdem hat er nichts mehr in Sinne eines Republikaners gethan. Als er aus Egypten kam, trat er die Krisis seines Charakters an. Ich tadle ihn nicht, daß er das Directorium stürzte; es war keine Regierung, *die* unter irgend einem Titel die Billigung der *Wahren* und Rechtschaffenen hätte erhalten können. Ich tadle ihn nicht, daß er so viel als möglich in der wichtigen Periode das Ruder des Staats für sich in die Hände zu bekommen suchte: es war in der Vehemenz der Faktionen vielleicht das einzige Mittel, diese Faktionen zu stillen. Aber nun fängt der Punkt an, wo sein eigenster Charakter hervor zu treten

scheint. Seitdem hat er durchaus nichts mehr für die Republik gethan, sondern Alles für sich selbst, eben da er aufhören sollte, irgend etwas mehr für sich selbst zu thun, sondern Alles für die Republik. Jeder Schritt, den er that, war mit herrlich berechneter Klugheit vorwärts für ihn, und rückwärts für die Republik. Land an sich reißen heißt nicht die Republik befestigen. Das Schicksal hatte ihm die Macht in die Hände gegeben, der größte Mann der Weltgeschichte zu werden. Er hatte aber dazu nicht Erhabenheit genug, und zog es vor ein gewöhnlicher Eroberer zu sein. Er ist größer als ein Dionysus, Cromwell; aber er ist es doch in ihrer Art und erwirbt sich ihren Ruhm, da er die Freiheit entschieden wieder zu Grabe zu tragen droht. Der Mann ist von seiner Größe herab gestiegen. Jetzt lebt er einsam und mißtrauisch, mehr als je ein Morgenländer. Der große Friedrich versäumte selten eine Wachparade; der Consul hält alle Monate eine einzige. Er erscheint selten und immer nur mit einer starken Wache, und soll im Schauspiel in seiner Loge sogar Reverbiers nach alle Seiten haben, die ihm Alles zeigen, ohne daß ihn Jemand sieht. Bei andern liberalern Maßregeln könnte er als Fremdling, wie eine wohlthätige Gottheit unter der Nation herumwandeln, und sein Name würde in der Weltgeschichte die Größe aller andern niederstrahlen. Nun wird er unter den Augusten oder wenigstens unter den Dionysen glänzen, dafür hat er auf den Ruhm eines Aristides Verzicht gethan. Ich könnte weinen, es ist mir, als ob mir ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte. Ich wollte so gern einmal einen wahrhaft großen Mann rein und makellos verehren; das kann ich nun hier nicht.

### Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

Der Nahrungszweig des Pariser Flaneurs fällt ihm nie so schwer als einem hiesigen;



einmal ist er von frühester Jugend von seinen Eltern zum Handel ausgeschiedt worden, und zweitens ist er mit einer leichten Fassungsgabe ausgestattet, die sich bei jeder ihm darbietende Gelegenheit etwas zu erlangen kund thut, und so scheint einem Pariser Pflastertreter nichts leichter und angenehmer als ein solches Leben, nur einiges hat er dabei noch zu berücksichtigen. Ein Flaneur setzt einen Hut auf und wenn er noch so schlecht wäre; denn ein Hut behauptet sein Ansehen; die feinste Mütze würde ihn zum Plebs herabwürdigen, er würde nicht in den Tuilleriesgarten eingelassen, die eleganten Büffet-Damen würden ihm keinen Kaffee einschenken und seinen Gruß erwidern, und der Gargon würde ihm zurufen. „Mein Freund hier verkauft man keinen Wein.“ Ferner trägt er einen Stock, um sich von den Hunden zu befreien, die ihm auf manchem seiner Wege entgegenkommen, und in Paris sich viele solcher Thiere befinden, da man noch keine Steuer auf ihr Leben gelegt. Der Flaneur ist sorgelos, und ließt nichts, wenigstens zu Hause nichts. Beide Gegenstände verderben ihm seine Zeit, welche so edel ist wie ihm nichts in der Welt sein kann. Ausgerüstet mit all diesem verlebt er ein Tag nach dem Andern, und mancher würde viel darum geben, sich solche vergnügte Stunden zu verschaffen wie der Flaneur.

Eine ganz entgegengesetzte Weise, nur in einer Beziehung parallel, lebt unser Pflastertreter. Mürrisch verläßt er seine Wohnung, für welche er noch seine Mietheschuld, mürrisch und finster über sein Geschick, durchläuft er seine Promenade, und noch finsterner umwölkt sich seine Stirn, wenn die Mittagsstunde eintritt und noch keine Befriedigung für die ersten Gefühle seines Magens sich gefunden hat. Aber bald auch ist diesem Uebel, durch einen süßen Schlaf im Freien abgeholfen; nach seinem Erwachen schleppt er sich sinnend auf

eine Stadtneuigkeit in seine Behausung und läßt sich, um doch etwas zu genießen, einen Kaffee von seiner Wirthin reichen, die er durch seine Erzählung zur Versöhnung gebracht, und wandelt so von einem Tage zum andern bis ihm endlich sein Geschick auf irgend eine Art erleichtert wird. (Schluß folgt.)

### Ueber die griechischen Bergbewohner.

In der neuesten Zeit verdanken wir namentlich den Bemühungen der Franzosen über Griechenland alle diejenigen Nachrichten, welche der Alterthumskunde angehören, oder sich über die Lebensweise der heutigen Griechen verbreiten. Wie wenig das aufdämmernde Licht der Kultur bis jetzt in die Gebirge Griechenlands gedrungen, darüber läßt sich Hr. S.... de D..... in seinem Berichte über den Zustand Griechenlands im Jahre 1829 also aus. Das Leben eines griechischen Bergbewohners, sagt er, unterscheidet sich in Nichts von dem eines Räubers. Er verschmäht die Arbeit, die ihm einen ehrenvollen Wohlstand bereiten könnte; aber über alle Massen habüchtig nach Geld, verwirft er kein Mittel um zu diesen Zwecke zu gelangen. Alle Thätigkeit Geistes richtet sich auf den Diebstahl. Ist lauert er dem Wanderer auf, um ihn zu kerauben; ist er kühner, so steigt er zur Nachtzeit in die Ebene herab und stiehlt Vieh und Alles, was er findet, unbekümmert, wem es gehört. Dies sind die Großthaten, die in den Nationalliedern besungen werden. Man sagt daß solche Gesänge der Spiegel des Nationalcharakters wären; wollte man sich daran halten, so bestände der Charakter der Griechen in Diebstahl, denn ihn rechnen sie immer zu ihren Großthaten.

Weilage



# Beilage zu No 17 des Telegraphen von Berlin.

Den 28. April 1837.

## Neueste Pariser Moden.

Paris, den 16. April 1837.

Beim ersten Auftreten Nourrits in der Oper, und dem ersten Wiedererscheinen der Demoiselle Elsler, sahen wir viele Damen deren Kopfsuß aus weißen Turbanen, welche aus einem äußerst durchsichtigen Stoffe angefertigt waren, und schleierartig an einer oder beiden Seiten des Gesichts herab hingen, bestand. An einer Seite wurde dieser Schleier über der Schärpe, durch ein Bouquet von Aehren oder Diamant-Blumen empor gehoben, eine Schnur, ebenfalls von Diamanten ging quer über die Stirne. Auch bemerkten wir viele Turbane von Seiden-Kanten oder points d'Angleterre, welche mit rosa Gaze gefüllt waren, wodurch die Kanten einen allerliebsten Widerschein erhielten. Im Allgemeinen werden jetzt die Turbane kleiner, als früher getragen.

In den letzten Gesellschaften fand man gleichsam die letzten Seufzer des Winters. Die Welt der eleganten Damen, war durch zwei gegenseitige gleiche Einflüsse getheilt. Der Sammet sah mit Verachtung auf die coquetten Blumen, welche sich in dem Kopfsuß der Damen zu zeigen begannen, welche ihrer Seite der Diamanten, und des Atlas zu spotten schienen. Eine Neuerung, welche lange von den Damen zurückgewiesen worden ist, wurde wahrgenommen, sie bestand nämlich darin, Flieder bei Licht zu tragen. Die Herzogin von S. zeichnete sich in einer dieser Gesellschaften besonders aus. Sie war mit vollkommener Grazie gekleidet. Ihr Kleid von indischem Organdi hatte Doppelärmel, und der kleinste, der inwendige, ziemlich kurze, war mit einer Rüche besetzt, und durch den flatternden offenen Außenärmel halb bedeckt. Alles war Muslin, die Schreien auf den Achseln und die Bändchen, welche den obern Theil des Armes umgaben. Am Halse trug sie ein schwarzes Sammetband mit erbsengroßen Diamanten darauf, die indeß weit genug auseinander standen, damit der Sammet nicht überladen aussah. Beim Herausgehen warf sie eine mit schneeweißem Hermelin besetzte Mantille von rothem Sammet um.

Einige Damen trugen Locken, welche bis auf die Brust herunter hingen. Eine seltsame Mode, welche man lange nicht gesehen hat, und welche, so wie die Schleppekleider, als unbequem, keine große Verbreitung gewinnen wird.

Mantillen von schwarzen Spitzen auf weißen Kleidern, sehen sehr elegant aus, und werden viel

getragen; so wie weißer und lila Flieder die beliebtesten Blumen in dem Haarpuß und auf italienischen Reisstrohhüten sind.

Die gegenwärtigen Damentoiletten bestehen: in Hüten von Noire oder Stroh mit satinirtem und gewässertem Bande und gestreiften Federn. Capoten mit Zeug von Phantasietaffet. Häubchen mit großen breiten Streifen; Kragen herzförmig; die Taschentücher mit Vignetten und durchbrochenen Linien; Spizentücher à la paysanne.

An den Kleidern sind enge Ärmel mit mehreren Reihen Garnirungen, oben weitere Ärmel mit 2 auch 3 Reihen Spitzen; die Leibchen haben eine herzförmige Drapirung; die Fichuppellerinen sind kurz und die Mantillen von verschiedenen Arten.

Als Zeuge sind zu erwähnen. Gros de Naples mit kleinen Mustern; Kleider a la Coulange; Phantasiespitzen; indische Cashemire; Blonden und Spitzen; Mantillen a la Peuthiévre und Macdonaed, welche mit Spitzen oder Tassent besetzt sind.

Zum Auspuß von Hüten werden; Marabouts lang, trauerweidenartig, farbige Straußfedern, Bouquets von Marabouts und sehr leichte Marabouts unter die Hüte; Vögel von verschiedenen Farben, so wie strohfarbige Esprits, getragen. Eine Ausschmückung und Arrangement\*) der Zimmer, welche in das Reich der Moden gehören, erwähnen wir, satinirte Tapeten mit persischen Mustern; Damastpapiertapeten mit Gold und Silberdruck auf schwarzem Grunde, welche die in Seide und Gold gestickten Atlasse nachahmen. Die Stühle deren Lehne hoch ist, sind gepolstert und mit Sammet überzogen und mit Frangen besetzt. In den Sälen hat man einfarbige Tapeten mit Federn, Lampen und Lustres mit Lilienarmen, getragen von Engelsköpfchen, reiche Garnitur auf dem Kamine, im Geschmack des Mittelalters.

Paris den 20. April 1837.

In der letzten Oper hatte sich eine glänzende Versammlung vereinigt.

Die Herzogin von J. trug ein Kleid von weißem Mouslin dessen sehr ausgeschnittenes Leibchen mit umgeschlagenen Spitzen besetzt war; über demselben ging eine andere kleine sehr schmale, und gefaltete Spitze auf

\*) Was ein solches Arrangement, so wie die dazu benötigte Tapezierarbeit betrifft, so können wir Herrn Liman Mohrenstraße No. 55. erwähnen, von dessen gutem Geschmack wir hinreichende Ueberszeugung haben.



die Brust hinauf; der Raum zwischen beiden Spitzen war durch eine Reihe Smaragden bezeichnet, welche das ganze Leibchen umgab, und eben so originell als elegant aussah. Die kurzen Ärmel hatten eine breite Spitzenmanschette, welche bis an den Ellbogen herabging, und deren Kopf ebenfalls mit Smaragden umgeben war. Der Haarpus bestand aus zwei großen auf den Wangen gebogenen Flechten; in dem Innern dieser Flechten waren grüne Sammetstreifen durch eine Diamantnadel festgehalten.

Madame L. trug ein Kleid von weißer Seide mit einer doppelten Rüsche von schmalem Atlasbande, schürzenartig vorn, und herzförmig auf dem Leibchen; die kleinen Ärmel, ganz mit Rüschen bedeckt, sahen wie ein Achselstück aus. Als Kopfpus, Lockenbüschel, die sehr weit auf den Wangen herunter gingen, und in jedem drei ponceaurothe Bandschleifen, die in der Mitte eine Diamantrossette hatten. Ueber die Stirn lief eine Schnur Diamanten.

Als Kopfpus wurde bemerkt: drei gedrehte Schnuren von rother Wolle, die über die Stirn und den Obertheil des Kopfes gingen, sich hinter dem Ohr vereinigten, und in einen dicken Erdel endigten, welche auf der einen Seite auf den Hals und auf der andern bis auf die Brust herunter fiel.

Ein gleicher Kopfpus von Perlen fand sich bei mehreren Damen, welche weiße oder rosa Kleider trugen; wir bemerkten ihn auch in schwarzem Gagath, was dem blonden und rosenrothen Gesichte ganz allerliebste stand. Er gehörte zu einem Halbtraueranzuge aus einem Alhambra-Kleide, einem prächtigen neuen Seidenzeuge. Die Ärmel waren eng und kurz unten mit einer Schnur Gagath eingefasst, deren Schleife und lange Enden sehr gut zu dem Arme standen; über diesem Ärmel befand sich ein anderer venezianischer langer, der ziemlich hoch zurückgenommen war, um den bereits erwähnten Gagathschmuck zu zeigen. Dieser Ärmel war von Illusionstulle, weiß und von einer kleinen Stickerei mit schwarzer Schnur umgeben. Ein Häubchen oder vielmehr ein Häubchenboden wurde bei einer sehr hübschen Frau bemerkt, welches von altväterischen Spitzen eine Form hatte, so wie sie von den Elsassern getragen werden. Die Seiten, die an den Ohren herabgingen, waren mit vielen rosa Gazeband geziert, aus welchem lange Enden hervorgingen, die auf die Brust fielen. Oben war das Häubchen mit einer sehr schmalen gedrehten Schnur von rosa Band umgeben. Die Haare waren in Flechten geordnet,

welche an den Wangen herabgingen, und durch zwei Diamantnadeln festgehalten wurden.

Zu den schönsten Neuigkeiten des Augenblicks gehören die Häubchen, welche keine Garnirung haben, und mehr einem Blumenpus auf dem Kopfe gleichen.

### Modestupfer No. 16.

1. Promenaden-Anzug. Weiß seidenen Hut mit 2 Federn. Mantille schwarz. Weißes Kleid mit Blumen.
2. Soirée-Anzug.
3. Herrenanzug. Frack mit goldenen Knöpfen und sehr breiten langen Schößen; Beinkleider von gestreiftem Tuche.



### Telegraphiden.

Wie man bei uns gegenwärtig so viel von Munkelrübenzucker spricht, so behauptet man in Neapel und Sicilien die Kunst erfunden zu haben, aus Kastanien, und in Egypten aus Datteln Zucker bereiten zu können.

Die Engländer äffen jetzt den Franzosen, so wie diese letzteren unlängst den Obelisken zur Pariser gebracht haben, so lassen jetzt die Engländer das kolossale Brunnbild des Sesostris in Egypten ausgraben, um es nach London zu schaffen. Ehemals war dies Bild eine Hauptmerkwürdigkeit von Memphis.

Zwei israelitische Gutsbesitzer in Preußen, der Commissionsrath Henoch und die Banquiers Gebüder Oppenheim in Berlin, haben ihren christlichen Götzen zu Gleiß und Neinfeldt in Pommern Kosten Kirchen erbauen lassen.

Robert der Teufel und die Hugenotten haben der Verwaltung der großen Oper bis jetzt schon zwei Millionen Francs eingetragen.





Telegraph v. Berlin.

№ 17. 1837.



